

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1846) Unterhaltungsblatt**

2 (9.1.1846)

# 9 Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 9. Januar 1846.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N<sup>ro.</sup> 2.

## Der Schultheiß von Solothurn.

(Fortsetzung.)

„Die heiße Liebe, die Otto für Redtigs Tochter empfand, hatte seiner fast schwärmerischen Freundschaft für seinen Jugendgespielen, den jungen Ritter Uly von Uzlingen, keinen Eintrag gethan. Weder ich noch Elisabeth konnten es tadeln, daß die beiden Jünglinge das Gefühl, welches sie schon im zarten Knabenalter aneinander kettete, treu bewahrt hatten, bis in den Mai des Lebens, und daß es auch jetzt noch nicht in den Schatten zurücktrat. Wohl dem Menschen, den sein Beruf auf grader, wenn auch steiler Bahn zum Ziele führt. Mancher Wanderer aber geräth an eine Stelle, wo die Pfad der Pflichten einander durchkreuzen. Zweifelnd steht er still, und sein Auge erblickt keinen Wegweiser, der ihm die rechte Straße zeige, denn es steht, von Leidenschaft geblendet, nicht in die Ferne hinaus. Er folgt nun dem Zuge des Herzens; aber nicht immer ist dies ein sicherer Führer durch die Labyrinth des Lebens. — Uly von Uzlingen war durch das Ableben seines Vaters, der mit Solothurn stets gute Nachbarschaft gehalten hatte, ein mächtiger Ritter geworden. Sein Stolz und sein Jugendfeuer rissen ihn zu manchen unweisen, wenn auch nicht unedlen Handlungen hin. So verweigerte er dem Abte von St. Urban einen streitigen Zins, den sein Vater, um Frieden zu erhalten, unweigerlich gezahlt hatte. Darüber brachen zwischen ihm und dem Kloster Mißhelligkeiten aus, die bald zur Fehde führten. Solothurn hatte die Schirmvogtei über St. Urban, darum wurden wir Feinde des jungen Ritters. Die Vorstände der Stadt beschloßen, ihn, dem die Freundschaft schon aufgesagt war, mit Macht zu überfallen, seine Burg zu brechen und ihn gefangen zu halten, bis daß er die Bedingungen des Abtes zu erfüllen sich verstehen wolle. Mein Sohn wußte um diesen Plan, und die Freundschaft verleitete ihn zu einem Vorgehen gegen die Vaterstadt. Wenige Stunden vor Ausführung der Kriegslust entwich er heimlich nach Uzlingen und verließ seinem Uly, was Solothurns Bürger gegen ihn im Schilde führten. Daher fanden wir tapfern Widerstand und mußten mit bedeutendem Verluste abziehen. Am nächsten Tage jedoch ward der Versuch erneuert und glückte besser. Die Burg fiel in unsere Hände, Uly aber, der wie ein Rasender foht, und weder fliehen, noch sich ergeben wollte, wurde von einem unsrer Bürger niedergestreckt. Otto, der mit widerstrebendem Gefühl in unsern Reihen kämpfte, stoz zu spät zu des Freundes Rettung herbei. Die Wuth der Rache kam über ihn, als er dessen Todesröcheln hörte. Sich selbst und seine Vaterlandspflicht vergessend, zückte er sein Schwert gegen Ulys Mörder und verwundete ihn schwer. Das vergossene Blut des Mitbürgers mußte gesühnt werden; größere Ahndung noch forderte der Verrath, der durch das Gesändniß eines gefangenen Dieners des gefallenen Ritters enthüllt wurde. Kein Zweifel waltete mehr ob, daß mein Sohn aus Freundschaftseifer treubruchig an seiner Vaterstadt geworden war. Er selbst bekannte seine Schuld, und mir als Schultheiß kam die Pflicht zu, ihn nach dem Buchstaben des Gesetzes zu verurtheilen. Die Glieder des Rathes wollten mitleidvoll mich dieser traurigen Pflicht überheben; doch ich fühlte die Kraft in mir, mein Richteramt

zu üben. Ich that es mit zerrissenem Herzen, und erkannte dem Schuldigen lebenslängliche Verbannung aus dem Vaterlande zu. Der Senat Solothurns milderte den Spruch und verhiess dem Verurtheilten die Wiederaufnahme nach fünfzehnjährigem Exil. So zerstörten zwei unheilvolle Tage mein Vaterglück. Doch ich murrte nicht gegen der Vorsehung strengen Schluß. Gott gab mir Kraft, den Schmerz über vernichtete Hoffnungen männlich zu ertragen. Selbst in der Scheldestunde verließ mich diese Kraft nicht, als der geliebte Sohn sich verzweilungsvoll aus meinen Armen riß, und seine unglückliche Braut in unsäglichem Wehgefühl vergehen wollte. Er flehte um die Gunst, mich alle Jahre einmal heimlich besuchen zu dürfen; ich verweigerte sie ihm, doch meinen Vatersegen konnte ich ihm nicht verweigern. Er war ja dieses Segens nicht unwürdig. Ein edler Trieb, ein schönes Hochgefühl war ja der Grund zu seiner sträflichen That gewesen. Als Bürger mußte ich diese That verdammen, als Mensch, als Vater durfte ich sie entschuldigen, viellecht noch mehr — sie rechtfertigen. Dieser Gedanke gab mir Trost in meinem Jammer, und so hing mein Herz an dem Entfernten und sagte sich nicht los von ihm, den es mit Inniger Vaterliebe umfaßte. Drei Jahre sind seit jenem Ereignisse vergangen und keine Kunde vernahm ich von meinem Otto; einsam weint seine Braut an meiner Vaterbrust um ihr zerbrochenes Liebesglück. Nicht bergen will ich Euch, daß meiner Wünsche höchster das Verlangen war, den theuern Verbannten noch einmal in meine Arme zu schließen. Doch es konnte nicht erfüllt werden. Wenn er einst wiederkehrt, wird er aus dem Schutte seiner Vaterstadt wohl kaum die Stätte herausfinden, wo seines Erzeugers Gebeine ruhen. Mög' es dann, wenn er trauernd umherfuchend seinen Fuß auf mein Grab setzt, wie Geisterwehen ihn umsäußeln, und mög' er dann glauben, daß Vatergruß zu ihm herabblint aus einer bessern Welt.“

Er schweig und eine Thräne rann über seine Wange. Tief gerührt drückte Bremgarten des edlen Greises Hand.

Jetzt trat Elisabeth wieder ein, den bereiteten Wundbalsam bringend. Sie verband den Pflegevater mit sanfter Hand und verhieß ihm mit freundlichem Lächeln, daß binnen kurzer Frist nur noch eine leichte Narbe sichtbar seyn würde.

„Du wackeres Mägdlein,“ sagte Buchegg, „wie wohl thut mir Deine zarte Sorgfalt, sie lindert mehr als diese Wunderkräuter, den Schmerz. Ist mir der Sohn auch fern, so bin ich doch nicht kinderlos, denn Deine Liebe webt mir Rosen in meines Alters Pfad. Gott segne Dich dafür, Du Gute.“

Du bist so tief bewegt, mein Vater, erwiederte Elisabeth, das solltest Du nicht seyn; heitere Gemüthsruhe wäre Dir heilsamer.

„Ihr mögt mich schelten, Jungfrau,“ sprach Bremgarten, „denn ich war's, der ihn zu solcher Wehmuth aufregte; ich sprach von seinem Sohne.“

Ja, Kind, nahm der Schultheiß wieder das Wort, nach dem wir oft unsere bethrübten Blicke in die blaue Ferne sandten, wenn wir unter dem blauen Schattendache unserer Linde des Abends stille Herrlichkeit genossen.

„Ach Vater,“ rief Elisabeth wehmüthig und hob das Bellschenaugen mit einem Blicke des unsäglichen Schmerzes zu ihm auf, „das war doch eine schöne Zeit, so traurig sie auch uns

dünke. Damals glaubte ich noch, mein Otto lebe, und meine Thränen floßen dem Entfernten, den ich doch einst nach langer Trennung wiederzusehen hoffte. Jetzt weine ich sie dem Todten nach und schaue —“

Dem Todten? unterbrach sie Buchegg bestürzt; was weißt Du von Otto, das mir noch unbekannt wäre?

„Nichts, mein Vater,“ erwiderte die Jungfrau; „und eben diese Unbekanntheit mit seinem Schicksal hat in mir die Ahnung erweckt, daß ihn der Schmerz, die Verzweiflung getödtet haben muß, sonst würde ja wohl eine Nachricht von ihm unser Ohr erreicht haben.“

Gieb nicht solchen Gedanken Raum, mein Kind, erwiderte der Schultheiß; durch meine Brust weht der Hoffnung mildes Säufeln und flüstert mir tröstend zu: Er starb uns nicht! Ich werde ihn zwar hienieden nicht mehr wiedersehen; doch Dir leimt noch die Knospe dieser Freudenblume, sie wird sich entfalten, wenn Du treu und gläubig vertrauend sie pflegst. Ich habe nur noch Tage zu leben, Jahre wohl nicht mehr.

„Wie kannst Du Dein liebend Kind doch so erschrecken, Vater?“ rief Elisabeth im Tone des sanften Vorwurfs.

Nicht länger darf ich die nächste Zukunft Dir verhüllen, meine Tochter. Solothurn muß fallen; jede Hoffnung zur Rettung ist verschwunden.“

„O ich Unglückselige!“ klagte die Jungfrau, „so ward ich nur geboren, um früh schon Alles zu verlieren, was mir auf Erden lieb und theuer ist.“

Zammere nicht trostlos, gutes Kind, Gott wird Dich schirmen. Mein Schicksal aber preise; denn fallen werd' ich im Kreise meiner Brüder für das Wohl des theuern Schweizerlandes. Du bist Redings Tochter, des Mannes, der am Tage von Morgarten sich unverwundliche Lorbeeren pflückte; Du mußt es fühlen, daß es schöner sei, das Leben freudig für den Ruhm des heimatlichen Bodens hinzugeben, als schwachvoll das Daseyn eines Sklaven zu ertragen. Wenn wir den großen Kampf ausgekämpft haben und nun auf unsern Schilden ruhen, wenn Leopold als Ueberwinder die gefallene Stadt betritt, dann suche Schutz in den Mauern des Frauenklosters. Die Krieger Oesterreichs werden ihren Sieg durch keine Greuel schänden, die heiligen Stätten werden ihnen Ehrfurcht einflößen und —

„Ein österreichischer Ritter kommt auf Euer Haus zugepörscht,“ so rief der am Fenster stehende Hauptmann Bremgarten, den Schultheiß unterbrechend. „Er trägt das Zeichen eines Herolds. Was wird er bringen?“

Eine Aufforderung zur Uebergabe, sagte Durrach. Er hätte sich den Weg ersparen können.

Man hörte, daß ein Reiter vor der Thüre hielt; gleich darauf kletterten schwere Männertritte die Treppe herauf, hastig stürzte ein hochgewachsener junger Mann in das Zimmer, warf sich vor dem Schultheiß nieder und rief: „O mein Vater, gelobt sei Gott, daß ich Dein theures Antlitz sehe.“

Otto, mein Otto! riefen Buchegg und Elisabeth in höchster Ueberraschung und sanken um des Knieenden Hals. Doch schnell drängte der Greis die Regung des Vatergefühls, die ihn im ersten Augenblicke überwältigt hatte, in das Innerste seines Herzens zurück, und sprach mit erstem Tone zu dem Wiedergefundenen, den Elisabeths Arme noch umschlungen hielten: „Mein Sohn, mit welchen Zeichen muß ich geschmückt Dich sehen, Du trägst Oesterreichs Farben, kämpfst gegen Deine Vaterstadt. O häßlich! ich nimmer wieder in Dein Angesicht geschaut, wenn ich in Dir den Feind Solothurns erblicken sollte.“

O Vater, rief Otto, mische keine Vermuthstropfen in den Wonnetrichter, den mir diese längst ersehnte Stunde reicht. Wie kannst Du glauben, daß mein Schweizerherz sich so zu verkeh-

ren vermöchte. Nur aus Freundschaft konnte ich mich zu einer Verirrung hinreißen lassen; weder Haß und Rache, noch irgend ein anderes Gefühl sind im Stande, mir das Schwert gegen meine Vaterstadt in die Hand zu drücken. Höre mich und dann richte. Als ich zur Strafe für verletzte Bürgerpflicht durch des Rathes Spruch, durch Dein eignes Urtheil hinweg gebannt ward von der theuren Mutterde, als ich fern von Dir und der geliebten Braut verzweiflungsvoll umherirrte und mein Daseyn mir eine drückende Last dünkte, da wußte ich nicht Rettung vor mir selbst zu finden, als im wilden Schlachtgewühl. Im Schweizerlande tobte des Krieges Wuth nicht mehr, doch desto rasender in Deutschlands Gauen. Da dachte ich daran, wie Du oft des Herzogs Leopold von Oesterreich rühmlich erwähnt, und ihn, obgleich er unsers Vaterlandes Bedränger gewesen, als einen Fürsten gepriesen hattest, dem alle Mannes- und Rittertugenden eigen sind. Seine Fahnen flatterten ja damals fern vom Alpenboden gegen Baierns Ludwig; und ich war ausgestoßen, heimatlos, — warum soll' ich die Blume der Ritterschaft nicht suchen, ihr zu dienen. Nach den Ufern der Donau zog ich hin und erreichte Oesterreichs wohlgerüstete Schaaren.

Für einen fahrenden Kriegsmann aus dem Freikau mich ausgehend, ward ich vor den tapfern Leopold geführt. Mit Huld und Freundlichkeit hörte der Held mein Begehren, und nahm mich auf in seine Heerhaufen. Sein Scharfblick hatte in mir etwas Höheres erkannt, als einen gemeinen Reitersmann, und so ward mir schon am zweiten Tage meines Dienstes ein Fähnlein anvertraut. Nicht lange durfte ich auf die Tage des Kampfes warten. Jeder derselben war meiner Verzweiflung ein Freudenfest, denn er sollte mir, so hoffte ich, Erlösung bringen von der Bürde des Daseyns. Doch der bleiche Bürger, der so oft rings um mich her die Sichel schwang, mähte mich nicht nieder. Mein Bestreben, ihn zu mir zu locken, ward nur ein Pfad des Krieges für mich. Für hohe Tapferkeit hielten meine Gefährten das, was doch nichts weiter war als Lebensübelthruß. Mehr als einmal ward ich von Leopold ehrenvoll ausgezeichnet; für Augenblicke zwar fühlte ich mich gehoben, doch bald versank ich wieder in den alten Gram; der Lorbeer war nur ein schwaches Heilkraut für die tiefe Herzenswunde. So schwanden mir drei Jahre hin im wilden Kriegesleben. Von des Schwarzwaldes dunkelgrünen Höhen bis zu den rauhen Thälern Steiermarks zog ich hin und her, auch auf dem Zuge in die Lombardei, begleitete ich den Herzog; viel Herrliches und Schönes sah mein Auge, doch nichts machte tiefen Eindruck auf mein Gemüth, denn wo ich auch weilte, mein Geist war bei Euch.“

Ich glaube Dir's mein Otto, rief Elisabeth, deren Blick mit schwärmerischem Entzücken an des Geliebten Munde hing. Deine Liebe ist zu fest gewurzelt in der edlen Brust, als daß ihr Schmerz einem andern Gefühle weichen konnte.

„O wie klar schaust Du in mein Inneres,“ erwiderte Otto, der Jungfrau Hand an sein klopfendes Herz drückend. „Ja, dieser tiefe und doch süße Schmerz, den ich liebge wann, obgleich er die Ruhe von mir scheuchte, er war mein steter Begleiter, ich hegte und pflegte ihn wie ein liebes Kind. Ihm dank' ich es, daß er mich nicht verwildern ließ im rauhen Kriegesleben. Er erhielt mein Gemüth weich, und machte mich stets empfänglich für die Stimme des Mitleids. — Mehr als einmal kam ich dem theuren Heimboden nahe, doch fand ich nie Gelegenheit, Euch Nachricht von mir zu geben. Welch ein Gefühl bewegte mir das Herz, als ich vernahm, mein edler Herr, der Herzog Leopold, sei mit Solothurn in harten Zwist gerathen, und ziehe mit Heeresmacht gegen die Nar hin, um die feindlich gesinnte Stadt zu züchtigen. Ich besand mich eben nicht beim Fürsten, sondern stand vor Augsburg bei der Heeresabtheilung, die der Graf von Stubenberg befehligte. Nie

während meiner Verbannung hatte mir das Herz so unruhig geschlagen, als jetzt. Solothurn sollte die Rache des erzürnten Helden fühlen, die theure Stadt, in der ich das Licht der Welt erblickte, die lieben Räume, in denen mein Vater, meine Elisabeth athmeten. Ach, der Gedanke lag wie ein Fels auf meiner Seele und verwirrte mich selbst in meinen Gebeten. Wenn ich zum Himmel flehte, um Sieg für Euch, so lag in dieser Bitte ja der Wunsch, daß das Waffenglück von meinem edeln fürstlichen Herrn sich wenden möge, der mir stets ein freundlicher Gebieter war, dem des Guten so viel ich dankte. So war mein Herz in Gefühle gespalten, die feindlich wider einander stritten. Als nun erst der Befehl an Stubenberg gelangte, daß er mit seiner Schaar eiligt ausbrechen und zum Heere des Herzogs, der schon vor Solothurn gerückt sei, stoßen sollte, da wuchs meine Unruhe schier zur Verzweiflungsangst empor. Gegen meine Vaterstadt zu streiten, vielleicht Dir selbst, mein theurer Vater, im Kampfe zu begegnen, diese Vorstellung überstieg alles Weh, was ich bisher empfunden. Ich bat den Grafen Stubenberg, daß er mich voraneilen lassen möge; er gewährte, und ich jagte mehr als ich ritt, dem trauten Heimathale zu, meinem treuen Rosse nur so viel Raß vergönnd, daß es vor Erschöpfung nicht erliege. Vor ein paar Stunden komme ich im Lager an; noch ras't der Sturm, ich höre von fern das wüthende Kampfschrei und in unnenbarer Angst har' ich des Ausgangs. Da endlich blasen die Trompeten zum Rückzug, noch ist Solothurn nicht gefallen und still dankend heb' ich meinen Blick zum Himmel. Doch da trifft ein neues Schreckenswort mein Ohr. Die vom Sturm zurückkehrenden Krieger verbreiten frohlockend das Gerücht im Lager, daß der Schultheiß Buchegg, das Haupt der Belagerten, im heutigen Kampfe den Tod gefunden habe. Der fürchterlichste Schmerz durchtobt mein Innerstes. Ich stürze, der Wachen Ruf und Weigerung nicht hörend, in das herzogliche Zelt, werfe mich dem überraschten Leopold zu Füßen, gestehe ihm meinen wahren Namen, meine Abkunft, und sage ihm, daß ich von dieser Stunde an nicht mehr sein treuer Hauptmann seyn könne, da Schauer vor mir selbst mich ergreifen müßte, sollt' ich mein Schwert zücken zum Verderben der geliebten Vaterstadt. Der Schmerz leihet meinen schlichten Worten Feuerkraft; dem edeln Fürsten tritt die Helldämme in das seelenvolle blaue Auge; mit dem Ausdruck des Mitleids und der Milde weilt es lang auf meinem Angesicht, auf das der Schmerz seine Furchen gezogen, dann spricht er sanft und huldvoll: Siehe hin mein Sohn, Du hast mir treu und wacker gedient, und ungern mißte ich Deinen kräftigen Arm, allein ich weiß auch die Bürger- und die Kindespflicht zu ehren. Darum gehe zu den Deinen, und kämpfe für den väterlichen Herd. Und damit Du als Verbannter nicht zurückgewiesen gewiesen werdest, so reite als mein Herold in Deine Vaterstadt ein, und verleihe ihren Bürgern, daß ich bis morgen Abend die Waffen ruhen lassen werde, damit die Todten, die der heutige Tag gekostet hat, ehrenvoll bestattet werden können. Voll Dankgefühl und mit tiefer Nahrung schied ich von dem edeln Leopold. Mit unsäglichem Weh im Herzen — denn ich glaubte Dich ja gefallen — sah ich die Thürme Solothurns wieder. Doch schon unterm Thore erfuhr ich — o welcher Trost belebte aufs Neue mein blutendes Herz — Du seyst das Opfer dieses Tages nicht geworden, nur eine Wunde habest Du davon getragen. Gelobt sei Gott, kein Trug war diese Nachricht; ich fand Dich lebend, nicht Deine Leiche, wie ich fürchtete. O seliges Entzücken dieser heiligen Stunde, du wiegst das Elend dreier Unglücksjahre auf. O wie gern werf ich den Lorbeer hin, um ein süßeres Glück dafür einzutauschen. Und wahrte dieses Glück auch nur wenig Tage, ich will's dankbar genießen, und dann mein Schicksal segnend, freudig sterben.

Mein guter Sohn, rief der Schultheiß sehr bewegt, o

welche Beruhigung, welchen sanften Trost haben Deine Worte mir gegeben. Nun erst kann ich freudig Dich willkommen heißen, nun erst meinem Vatergefühle freien Lauf lassen, und Dich herzlich in meine Arme schließen. O Dank Dir Gott für diesen Augenblick! Wie stärkst Du mich durch diese Herzensstimmung zum nahen letzten Erdenkampfe! Mein Otto, ja, ich darf mich Deines Anblicks freuen, denn Du bist ja ein guter Mensch geblieben, hast noch den reinen Sinn in treuer Schweizerbrust bewahrt. Nicht Deine Worte allein, aus denen das Feuer der Wahrheit sprach, Dein Blick auch zeugt für Dein edles Gefühl; er kündigt laut, was Du gebüßt, gelitten hast. Komm an mein Herz, ich will in diesem glücklichen Augenblicke vergessen, daß ich Schultheiß bin, ich will nur Vater seyn!

Fest umschlang der edle Greis den Sohn, gerührt standen Bremgarten und Dürach, aber mit einem, durch Thränen lächelnden Blicke der seligsten Verklärung schaute Elisabeth auf die Gruppe. Vergessen war in dieser glücklichen Minute das Ungewitter, das über Solothurn schwebte; nur himmlisches Entzücken athmeten die Herzen der Wiedervereinten.

„O heilige schöne Stunde,“ rief die Jungfrau, „Du, die mir manchmal in goldenen Traumbildern vorschwebte, wenn ich, dem Gramme mich entwindend, himmelwärts blickte in stillen Sternennächten, — so bist Du mir doch wirklich erschienen, und die leise tröstende Stimme, die aus meiner Seele Tiefen heraufstunte zum zagenden Gemüthe, sie täuschte mich nicht; Du bist wieder hier, mein Otto, bist mein, und der schöne Traum ist zur Wirklichkeit geworden.“

Ja meine Elisabeth, erwiederte der Jüngling; die trübe Zeit liegt hinter mir, und erst heute tret' ich wieder in das Leben ein, denn die Verbannung war mir Tod. Ach wie so arm, wie gehaltlos ist doch das Daseyn, wenn wir es fern von Allem, was dem Herzen theuer, in über freudenleerer Ferne dahinschleppen, and wie so reich an Wonne ist es auf der heimathlichen Erde. Ach nur da, wo uns zuerst das Sonnenlicht begrüßte, wo unserer Ahnen heilige Gräber grünen, wo unserer Sprache heimische Laute tönen, nur da ist Glück und Frieden für einen echten Alpensohn.

„So sehen wir Euch gern wiederkommen,“ sagte der Rathmann Dürach, dem Jünglinge die Hand reichend; „freudlich biet' ich Euch den Bürgergruß, und hoffe meine Brüder im Rathe Solothurns werden ein Gleiches thun, wenn sie sich von Eueren Gesinnungen überzeugen, so wie ich. Ein treues Schweizerherz und ein tapferer Arm thun uns Noth in diesen Tagen, und so glaub' ich, wird man Euch freudig wieder aufnehmen in die Reihen unsrer Streiter.“

„Und sollten, was ich nicht hoffe, die Häupter dieser Stadt, aus kleinlichen Rücksichten die höhere vergessen, und Euch zurückweisen wollen, so tretet unter meine Armbrustschützen, und kämpfet unter dem Fühlein Berns an meiner Seite, Ihr sollt mir ein willkommenes Kampfe seyn.“ So sagte der Hauptmann Bremgarten, des jungen Bucheggs Rechte mit Wärme drückend.

Ja meine Freunde, rief der Jüngling begeistert, keine Macht treibt mich aus der geliebten Vaterstadt, jetzt, wo das Verderben sie umlagert; mit Euch stehen will ich, und wenn es Gottes Rathschluß ist, daß wir erliegen sollen, auch mit Euch fallen, dies schwöre ich bei —

„Halt mein Sohn,“ fiel ihm der Schultheiß schnell in die Rede; „kein voreilig Wort entschlüpfe Deinem Munde; der Mann muß nichts geloben, was er nicht halten kann, und Dein Schwur möchte leicht unlosbar werden. Zu weit hat Dich der Jugend Feuergluth gerissen. Du darfst nicht mit uns kämpfen gegen Leopold; noch ruht die Axt auf Dir, darum kannst Du nicht länger in Solothurn bleiben.“

Wie? mein Vater? rief Otto halb erstarrt, und wollte

dem eigenen Ohre nicht trauen. Eben so bestürzt schaute Elisabeth den Greis an. „Wär's möglich,“ sprach sie in heftiger Bewegung, „Du könntest ihn auf's Neue von Dir stoßen, er sollte wieder fort ins Elend der Verbannung?“

Der Rath von Solothurn, erwiederte Buchegg mit wehmüthigem aber festem Tone, hat ihn auf fünfzehn Jahre verwiesen; noch lange ist die Zeit nicht um, noch lange nicht der ernste Spruch gelöst.

„D jage ihn nicht noch einmal hinaus in der Verzweiflung Nacht,“ bat Elisabeth; „gewiß hat die allgemeine Noth die Gemüther anders gestimmt, und Wenige möcht' es jetzt wohl geben, die nicht das Verbannungsurtheil mit Freuden widerrufen würden um einen tapfern Arm zu gewinnen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Wunden der Gegenwart,

oder

warum sagt man: „immer wird es schlimmer?“

Zweiter Artikel.

In der Einleitung zu diesen Betrachtungen behauptete ich, es sei ein großer Uebelstand, daß die Kunst zu Hause zu bleiben abhanden gekommen sei. Jeder Leser, der näher hierüber mit mir nachdenken will, wird mit mir finden, daß größere Uebel im Abgang dieser Kunst wurzeln, als es bei der nur oberflächlichen Betrachtung meiner Behauptung der Fall zu seyn scheint.

Die Dornenranken unseres Daseyns gedeihen viel weniger in der Stubenluft zu Hause, als in der Schnaps-, Bier-, Wein- und Mätlerluft in der Schenke. An dem Messer, an dessen Gebrauch man täglich daheim sich mehr gewöhnt, schneidet man sich viel weniger, als an den ungewohnten Messern auf fremden Tischen, selbst wenn diese stumpf sind, wie die meisten Wirthshausmesser. Das Leben hat der Kleinen und großen Schmerzen viel zu viele, als daß wir es nicht der Nähe werth halten sollten, jeden Ort möglichst zu meiden, wo uns zu den unausweichlichen Leiden im eigenen Hause noch anderweitige, fremde und meist größere stoßen.

Wo hören wir das traurige Lied „Jamer wird es schlimmer“ am meisten? Antwort: bei den Handwerkern, welche für die nothwendigen Lebensbedürfnisse arbeiten und ihr Geschäft entweder allein oder mit etlichen Gesellen und Jungen betreiben, wie Schneider, Schuhmacher, Bäcker, Metzger, Weber u. s. w. Da klagt man über tägliche Vertheuerung der Lebensmittel und tägliche Abnahme des Verdienstes, wovon nichts mehr zu erübrigen, kein Sparpfennig für noch herbere Tage zurückzulegen sei. Man jammert — Alles sei übersezt, man wisse bald nimmer sich und Weib und Kind zu ernähren, und doch soll man Steuern und Abgaben und weiß Gott was Alles fortzahlen, so daß Manchem oft plötzlich die Anschaffung des nöthigen Arbeitsmaterials unmöglich oder doch allzusehr erschwert sei.

Die Wahrheit, die in diesen Klagen liegt, kann man eben so wenig bestreiten, als man die Naturgemäßheit des Wunsches jedes Einzelnen anfechten wird, sich einen Weg zum Wohlstand zu bahnen und die Hindernisse, die ihm diesen Weg verschließen, weggeräumt zu sehen. Denn der Wohlstand, das allgemeinste und wirksamste Mittel zu fast jeder andern Wunschbefriedigung oder Zweckerreichung, muß naturgemäß von Jedem verlangt werden, oder wird wenigstens von keinem Verstandigen als außer seinem Wunsche gelegen erklärt werden. Welchen Weg schlägt aber oft heutzutage z. B. der Handwerker zur Erreichung dieses ersehnten Wohlstandes ein? —

Sezen wir den Fall, ein junger Bäcker lehre aus der Fremde zurück und verstehe sein Geschäft aus dem Fundament. Er will nicht sein ganzes Leben hindurch Geselle bleiben. Viel-

leicht hat auch schon ein Mädchen ihm Herz und Sinn in Beschlag genommen, und nachdem er ohne viele Schwierigkeiten das Meisterrecht erlangt hat, wünscht er zu heirathen. Es fehlt an einem Haus; man kauft sich ein Viertel oder die Hälfte eines solchen um die paar hundert Gulden, die man zusammenbringt, und schafft sich die zum Betrieb des Geschäftes nöthigen Geräthschaften an. Die Hochzeit geht vor sich, die Flitterwochen erwecken und nähren in dem jungen Pärchen die freudlichsten Träume von einer gram- und sorglosen Zukunft. Der Mann bäckt gutes Brod und man fängt, damit auch die Frau mehr Beschäftigung bekomme und zu einigem Nebenverdienst helfe, einen kleinen Bier- und Schnapschank an. Alles geht gut. Die Ziesler kann man bezahlen, die Kleider sind noch gut, man bedarf keine neue, und Kinder hat man noch keine.

Man muß sich Kunden und Gäste ziehen. Um hiezu zu kommen, findet es der Mann — wie tausend andere heutzutage — am natürlichsten, die Wirthshäuser zu besuchen, da ja die Wirthse gerade die größten Abnehmer sind und da ihm der eine und andere auch mit Bier und Schnaps aushilft. Es kommen Kinder, welche Kleider, Nahrung, Betten und sonstiger Verpflegung bedürftig sind. Das Kindergeschrei und die des kleinen Raums wegen fast unvermeidliche Unreinlichkeit entfremdet die bessern wenigen Gäste, die ein solches Häuschen besuchen; nur bisweilen kommt dieser oder jener Schnapsbruder, der sich an die Tafel schreiben läßt und bald wegbleibt, weil er entweder nicht bezahlen kann oder zu bezahlen überhaupt gar nicht im Sinn hat. Die Bäckerei geht zwar noch fort, aber die Bedürfnisse der Familie wachsen von Tag zu Tag und schon klagt da ein Mätler, dort ein Wirth über Nichterhaltung der Bezahlung des anvertrauten Mehls oder Biers oder Branntweins. Kinder und Eltern bedürfen einer neuen Kleidung und die erkern auch größerer Betten. Die Wohnung wird zu klein, die Geräthschaften werden unbrauchbar dayer zum Geschäft und es sollten neue an ihre Stelle kommen. Die Träume der Flitterwochen von Glück und Freude machen die Täuschungen der Wirklichkeit um so unerträglicher, je schöner sie waren; kurz — die Sorgen wachsen, die Freude und der Muth zur Arbeit nimmt ab und macht dem Mißmuth und häuslichen Zwiste Platz, welchem man auszuweichen und den man zu übertäuben sucht — wo? im Wirthshause. Das Geschäft wird vernachlässigt, die Kunden beklagen sich und bleiben bald weg, die Gläubiger werden verkröftet und nach abgelaufener Trostfrist von Tag zu Tag hinausgeschoben. Bald kommt der Vater täglich später und mißmüthiger oder auch betrunken heim, oder hilft er sich noch daheim zu dem, was ihm zum trunkenen Zustande noch fehlt. Weib und Kinder werden mißhandelt; mit jedem Tag ist er weniger zur Arbeit aufgelegt; mit jedem Tag steigt der Mißkredit. Kein Mätler will mehr Mehl borgen; die noch übrigen Kunden müssen, ob sie wollen oder nicht, sich anderswohin wenden. Der gute Name enteilt auf Sturmesflügeln und nun — ist es doch nimmer mehr als ein Schritt bis zum gemachten förmlichen Lumpen, und der Ruin der ganzen Familie läßt sich nimmer von der Thüre abweisen.

Leider hören wir von einem solchen oder doch ähnlichen Lebenslauf in unsern Tagen öfter, als wir es befürchten. Hätte es aber nicht auch in dem angeführten Falle dem jungen Bäcker viel genützt, wenn er die Kunst zu Hause zu bleiben geübt hätte? Und wenn es auch bei Vielen nicht gerade ein so schlimmes Ende nimmt, wie bei dem Manne, von welchem wir uns unterhielten, so haben ja doch außerordentlich Viele nicht bloß erst im Alter, sondern schon in mittlern Jahren ein kümmerliches, karges Fortkommen.

Sie sehen des Glückes Kinder schwelgen

Am reichbesetzten Lebensliß;

Sie trinkt die Noth aus dürftigen Kelchen  
Mit Bermuthlabe kalt und frisch.

Sie taugt die Noth mit Feuerregen  
Und wirft sie nackt in grimmen Frost,  
Verzichtung ist ihr Muttersegen,  
Entbehrung ihre herbe Kost.

So viel auch die Kunst zu Hause zu bleiben Einfluß auf Befestigung der Klagen üben kann, von denen uns diese Betrachtung berichtete, so ist sie allein doch nicht im Stande, der traurigen Erwerbslosigkeit der kleinern Handwerker zu steuern. Aber eine Linderung, eine Abhilfe kann doch keineswegs zu den Unmöglichkeitlichkeiten gezählt werden, was zu beweisen, oder wofür einen Beweis zu versuchen, einer der nächsten Artikel dieses Blattes bestimmt seyn soll. Freilich ist man in unsern Tagen gewohnt, dergleichen ernstere Betrachtungen zu überschlagen oder, wenn es gut geht, höchstens flüchtig zu durchellen und dann mit den Worten „es nützt doch nichts!“ wegzulegen; wer aber noch ein Herz in sich für das Wohl und Weh seiner Mitmenschen schlagen fühlt, den macht die Gleichgiltigkeit Anderer darum nicht auch kalt und herzlos.

## Bittschrift der Thiere um Emancipation von der Menschen tyrannischer Herrschaft.

Hohe und hochmögende Menschen!

Lange genug haben wir geschwiegen und das Unrecht ertragen, welches uns täglich, ja stündlich zugefügt wird. Wir haben es erduldet, daß unsere ehrenwerthen Namen auf die unverantwortlichste Weise zur Bezeichnung menschlicher Fehler und Schwächen gemißbraucht werden, daß die Menschen die Dummen Ochsen nennen, die Bornirten Cameele, die Raubsüchtigen Tiger, die Falschen Katzen, die Geschwätzigen Papageien, die Einfältigen Esel, die Tölpischen Bären, die Eitlen Affen &c.; wir haben es ruhig mit angesehen, wie man unsere Sängervinnen einsperrt, und von der öffentlichen Bühne weg für Privattheater engagirt, wie man das edle Pferd auf das Grausamste zum Zuge treibt, die unschuldigen Rehe und Hirsche zu Tode heizt die armen Fliegen qualvoll zerquetscht, Ratten und Mäuse langsam vergiftet, kurz alle Arten von Quälereien und Drangsal haben wir seither ohne Murren hingenommen. Wir erwarteten von ihrer Weisheit, daß sie doch endlich ein Mal diesem unarmherzigen Treiben ein Ziel setzen werde.

Eine kleine Zahl Menschen hat auch bereits ihr Unrecht eingesehen und sogar Vereine gegen Thierquälerei in das Leben treten lassen. Schon gaben wir uns freudig der Hoffnung hin, daß es besser werden würde; doch wie bitter wurden wir enttäuscht! Statt daß unsere Qualen ein Ende erreichten, wachsen sie von Tag zu Tage. Man baut Maschinen und verlangt von uns maschinenmäßige Kraft, man baut Eisenbahnen und erwartet von uns die Schnelle des Dampfwagens. Auch die Wenigen, die sich zu unserm Besten vereinten, können nicht durchbringen, denn den Aufrufen gegen Thierquälerei erwidert man: „Erst segt vor Eurer Thüre und bildet Vereine gegen Menschenquälerei!“ So ist es denn gekommen, daß wir jetzt noch mehr zu leiden haben wie je, und Dinge erdulden müssen, von denen sich Niemand hätte träumen lassen.

Aber wie haben das Schlachten und Binden satt und sind des Blehens und Scheerens müde. Die Zeit ist eine andere geworden. Emancipation, so lautet der Ruf der ganzen Thierheit!

Was gibt den Menschen auch das Vorrecht uns so tyrannisch zu behandeln? Sind wir nicht Geschöpfe wie sie? Sind wir nicht ebenso wohl geboren wie sie? Essen wir nicht,

trinken wir nicht, schlafen wir nicht, athmen wir nicht, sterben wir nicht wie sie? Müssen wir nicht auch wie z. B. die Hunde Steuern bezahlen und Steuerbeamte ernähren? Lebt nicht ein großer Theil von uns auch ein Hossleben? Stellt man nicht auch Menschen selbst in unsere Kelchen, und macht sie zu Packeseln? Und würdigt man nicht auch die Menschen oft sogar unter das Vieh herab? Ja, Mensch und Thier steht sich nicht so fern, als man wohl glauben sollte.

Folgendes sind unsere weiter ausgeführten Gründe. Wenn die Menschen sich auf ihren Stammbaum, also auf das Privilegium berufen, welches sich von Adam an durch die ganze Ahnenreihe der Menschen fortgepflanzt und sie zu Herrschern „von Gottes Gnaden“ legitimirt haben soll: so ist dieses Privilegium doch wohl nur dem Adam im Paradiese gegeben worden; für den sündigen Adam, wurde es bei Vertreibung aus demselben ungültig und 2) haben wir für uns das Recht der Priorität, da wir eher geschaffen worden.

Die Menschen nennen sich freilich das bevorzugte Meisterstück der Schöpfung.

Ein Meisterstück? lächerlich! Was wäre denn so Ausgezeichnetes an der armseligen Menschengestalt? In die Höhe streckt sie sich, wie eine Hopfenstange, da steht sie, wie ein Brunnenstock mit zwei Röhren, oder wie eine Windmühle mit 4 Flügeln, oder wie ein Wegweiser mit seinen Zeigern, oder wie ein Telegraph mit seinen Armen.

Was soll denn der ungeheure Vorzug seyn, der den Menschen verleiht ist? Das Herz? Auch das Herz unsers Volkes wird von 2 Kammern gebildet. Die Stimme? Bei uns haben Alle Stimmrecht; bei den Menschen gelten bloß die hohen; und welcher Mensch hätte je zu schreien gewagt, ohne eine Anklage auf Hochverrath befürchten zu müssen! Die Sprache? Sie dürfen ja doch nicht sprechen, wenigstens nicht wie sie denken! Der Kopf? Wie viele Menschen sind ganz kopflos! Die Sinne? Wie viele Menschen waren nie bei Sinnen! Die Augen und Ohren? O, die Menschheit sieht und hört ja nicht mit offenen Augen und Ohren? Der Mund vielleicht? Sind nicht ganze Nationen noch unmündig? Die Hände und Füße? Haben nicht Viele nicht einmal Hand und Fuß? Haben sie aber auch Hände, was nützen sie, wenn ihnen nicht freie Hand bleibt im Spiele des Lebens? Oder sind dieselben etwa bloß dazu da, um Handschläge zu leisten, die man nicht hält, oder um sie in den Schooß zu legen, oder über die und jene Reglerungsmaßregel über den Kopf zusammenzuschlagen? Und wie viele Virtuosen werden unsere Affen beneiden, die lange Hände haben, und zur Noth allein vierhändig spielen können! Was aber die Füße anbelangt, so stehen wir schon deswegen auf festern Füßen, weil wir nie auf einem höherem Fusse leben wollen als uns zukommt, und daher auch nicht so leicht falliren. Daß uns der liebe Gott übrigens mit zarten Fingern verschont hat, dafür sind wir ihm von Herzen dankbar, da wir so weniger durch die Finger sehen und, wenn wie auch krumme Finger haben, doch keine machen können.

Bedenken wir außerdem noch, daß die Menschen weder den scharfen Blick des Adlers, noch das feine Gehör des Wlctes, weder die Ausdauer des Esels, noch die Stärke des Löwen, weder die Größe des Wallfisches, noch die Schnelligkeit des Rennthieres, weder die Gewandtheit des Hirsches noch die Schlankheit der Gazelle besitzen, daß die Menschen sich weder so ungenirt in hohen Kreisen bewegen, noch so leicht große Sprünge machen können wie wir; daß selbst die Götter des Olymps es sich zur Ehre rechneten, uns zur Seite zu haben; daß uns in mehr als einem Lande sogar göttliche Verehrung erwiesen wurde — so können wir die Präntension nicht begreifen, mit der der Mensch sich so unbedingt als das Meisterstück der Schöpfung hingestellt und vor uns Allen bevorzugt glaubt. Doch hören wir weiter!

Das Gute lieben wir eben so wie der Mensch, denn wir genießen lieber Haber als Heu, und wo hätte der Mensch die Sanftmuth des Elephanten, die Treue des Hundes, die Liebe der Sympathienvögel, die Elternsorge des Storches und die Frömmigkeit des Lammes? Wo verfolgt ein Thier das andere, wie der Mensch den Menschen? Keine Schlange sticht die andere, keine Krähe hackt der andern die Augen aus. Ja Thiere finden wir wohl unter den Thieren, aber sucht nur Menschen unter den Menschen! Sucht Freunde, Ihr werdet unter Hunderten, neunundneunzig Betrüger finden, sucht Brüder, sie verachten Euch, sucht Eltern, sie verstoßen Euch, sucht Weiber, sie hintergehen Euch! Bemühet Euch nicht. Ihr werdet Wasser mit dem Siebe schöpfen und auch bei Diogenes Laterne keine Menschen sehen!

„Wir sind es aber auch,“ hält man uns entgegen, „die Kunst und Wissenschaft geschaffen haben.“

Um diesen Ruhm beneiden wir die Menschen am Allerwenigsten. Denn ihre ganze Wissenschaft ist doch nur ein Belkenntniß, daß sie nichts wissen, und ihre ganze Kunst, daß sie nichts können.

Die Menschen haben eine Theologie. Eine Gottesgelehrsamkeit? Nicht doch! Eine Menschengelehrsamkeit, aus Sazungen und Sophistereien bestehend, die sie nur deshalb erlernen, um sich ihr ganzes Leben hindurch wieder mit deren Vergessen zu quälen! Ein Christenthum? Ein Zweifler, ein Mucker, ein Schwärmer, ein Heuchlerthum mit einem Mantel, christliche Liebe genannt, der aber zu wenig mehr gebraucht wird, als um Sünden und Laster, Mammons- und Habsdienst, Stolz und Hochmuth zuzudecken! Religion? Irreligiosität. Glaube? Unglaube.

Sie haben eine Rechtswissenschaft. Ja, das ist erst die rechte Wissenschaft. Da geht es zu wie in Polen: Kraut und Rüben durcheinander; ein Bischofen französisch, ein Bischofen vandalisch, ein Bischofen griechisch, ein Bischofen altddeutsch und ein Bischofen römisch. Ein herrliches Sammelsurium, eine köstliche Musterkarte! Daher kommt auch, daß sie vor lauter Rechten kein Recht haben und wohl Recht suchen können, aber nicht so leicht Recht finden.

Und was ist die ganze Medizin als eine trügerische Quacksalberei, die nicht einmal dem Tode die Macht nehmen kann, die hinter Pillen und Essenzen nichts wirken läßt als die Natur, und wenn geholfen ist, großprahlerisch ruft: „Ich habe geholfen?“ Was ist die Geschichte als eine Schmach für den Volksgeist, da sie fast nur eine Geschichte der Hohen erzählt? Was ist Philosophie, als unnütze Knauferei, die wohl sagen kann, wie viele Mal das Wörtchen et im Horaz vorkommt, doch nicht weiß, woher den Armen Brod schaffen? Für die Mathematik und Physik aber geben wir nicht zwei Groschen: oder können sie sagen warum zwei mal zwei vier ist und warum der Mensch nicht von bloßer Luft leben kann? Für die Politik bieten wir keinen Pfennig, denn das Glück, das sie gestiftet, ist unscheinbar, aber das Unglück leider unaussprechlich groß. Erfindungen aber sind meistens nicht der Menschen Werk, sondern das Werk des Zufalls. Nicht einmal das Pulver haben sie erfunden, worauf sie sich doch so viel zu gut thun!

So stets um menschliche Kunst und Wissenschaft und man sieht, es steht nicht besser darum, wie um die andern Vorzüge auch.

Darum treibe man uns nicht doch auf das Aeußerste. — Hohe und hochmügende Menschen! Wir haben wohl bedacht, was wir hier niederschreiben, und diese Ueberlegung ist es auch, die uns zu der Bitte ermunthigt:

Hochgeneigt zu beschließen, daß von den frühern Quälereien endlich abgestanden und uns, wenn auch nicht eine freie, doch wenigstens eine freiere Verfassung gegeben werde.

In der Hoffnung geneigter Bittgewährung und un-  
Verficherung beständiger Hochachtung  
Ihre unterthänigen Thiere.

## Die Anatomie des weiblichen Puzes.

(Schluß.)

Art. 5. Was soll ich viel von dem Längstbekanntem über Hand- und Armpuz, über Handschuhe, Braslette, Armspannen u. u. sagen? Etwas Weniges kann ich aber doch nicht unterdrücken. Ein runder, bloßer, zartgefärbter, ich möchte fast sagen — transparenter Arm gewährt einen unbeschreiblichen Reiz; ein langer Arm gilt den Physognomen als Zeichen der Sutherigkeit; aber ein nackter langer Arm hat keinen Reiz, und vor einem winddürren Arm erschrickt man. Auch die Fingerringe muß ich erwähnen, da sie bald eine wichtige Rolle spielen werden, nämlich — in Ermanglung von Blumen — die der Blumensprache. Je nachdem ein Ring an einem Finger steckt, je nachdem ein Stein oder eine Perle ihn schmückt, je nachdem man ihn dreht oder auf- und abschiebt, — wird er besondere Bedeutung haben. Rubin wird die Gluth des Herzens, Diamant die feuerfeste Treue, Smaragd die Sehnsucht, Saphir die Hingebung und das Vertrauen wiederstrahlen u. s. w.

Art. 6. Und nun zum Puz des zarten Leibes! und zwar zum äußerlichsten, bestehend in Kleidern, Spencern, Ueberröcken, Mänteln, Mantillen u. u. Wer könnte über die hiebei wichtigsten Dinge, wenn auch nur über Stoff, Farbe und Schnitt, genügend in wenigen Zeilen reden. Für jüngere Frauenzimmer wird sich immer Alles passen, was den Stempel der Einfachheit und Eleganz trägt. Lila, perlgraue, hellblaue und turteltaubenfarbige Stoffe werden von Blondinen stets mit Glück vorgezogen werden; von Bräutetten aber malvenfarbige, schillernde, hochrothe, oder wohl auch ganschnabelfarbige. Ältere Frauenzimmer werden bei der Wahl der Stoffe das Helldunkel ihrer Jahre nie vergessen. Spizige Leibchen sind zwar elegant und grazils, passen aber doch eigentlich nur für Stoffe des Luxus und prächtige Toiletten. Runde Leibchen an freischen leichten Zeuchen haben den Charakter der Leichtigkeit und Einfachheit und verdienen für Stadt und Land den Vorzug vor jenen. Am Schlusse dieses Artikels möchte ich noch — zumal bei der jüngeren Frauenwelt — ein freundliches Wort einlegen für die unverschuldeter Weise zu wenig beachteten Spencer. Seyen diese nun von Taffet oder Sammet, schwarz oder weiß, kirschroth oder rosa, grün oder blau: sie werden besonders zu weißen Röcken stets die wünschenswerthesten Dienste leisten, wenn man sich nur die passenden Farben zu wählen bemühen will.

Art. 7. Ueber die Wichtigkeit des Unterrocks sollte längst ein eigenes Werk geschrieben seyn; denn er ist nicht nur überhaupt ein höchst bedeutsames sondern insbesondere das wesentlichste Kleidungsstück, wodurch das weibliche Costüm der christlich abendländischen Welt von dem der antiken unterschieden wird. Das Charakteristische unseres heutigen Costüms besteht darin, daß das Kleid vorthellhaft die Hüften zeichnen, daß die Draperie des Zeuchs von der Taille an sich in anmuthigem Schwunge hinaus und hinab stürzen muß. Das ewige Mergerniß dabei ist nun aber, daß dieser poetische Schwung, den man dem Zeuche gibt, immer zu schnell wieder erlahmt. Früher half man diesem Uebelstand dadurch ab, daß man das Kleid im Reifrock über ein festes Gewölbe spannte. Der Zweck ward aber dabei zu gut erreicht, und also verfehlt. Heutzutage mußten gewiß schon da und dort Servietten, Handtücher, wo nicht gar Lein- und Tischtücher dem gerügten Uebelstand begegnen helfen. Erst in neuerer Zeit erfand man gegen ihn

ein treffliches Mittel durch Verfertigung von Unterröcken aus Pferdehaaren. Ein solcher hebt das Kleid wahrhaft mirakulös und gibt ihm eine Haltung, über die man nur staunt. Der jetzt so häufig getragene Wollmouffelin ist sehr weich, trägt sich nicht und viele Frauenzimmer scheuen sich davor, weil er „nicht kleide;“ und doch drapirt kein Zeug grazibser, keines umspielt den Körper anmuthiger, weil seine sanftgeschwellten markigen Farben nie stehen bleiben und sich nie aneinanderhängen: Ein Kosshaar-Unterrock darunter, und Alles, das Höchste ist erreicht! —

Art. 8. Welches Mädchen, welche Frau rühmt nicht die Wichtigkeit des Schnürleibs? — Fehlt es an einer Hüfte — wie es ja selbst dem weltweisen Pythagoras nicht besser ging, — so läßt sie sich ebensowohl mit Hilfe des Schnürleibs erzielen als alles Andere was einer Schönen a priori oder a posteriori mangelt. Dem Schnürleib sind die Culs de Paris und die Gorges de Paris unterthan; sie müssen ihm auf jeden Wink zu Diensten seyn, um die gläubige oder blöde Männerwelt nicht nur zu täuschen, sondern auch wenigstens bis zum Altar und bis ins Brautgemach zu bezaubern. Nur mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei. Der Schnürleib wirkt die größten Mirakel in der modernen Welt: er heißt die Hügel schwinden und die Thäler sich füllen; er macht das Eckige rund und das Harte elastisch; ihm ist es ein Leichtes, auf eine Lüneburger Heide die üppigsten schwellenden Blüthenhügel hinzuzaubern. Soll man sich noch wundern, daß die Damenwelt, welche die Schnürleibchen von Pouffe in Paris und anderwärts sehr vortrefflich fand, dem Erfinder derselben den Beinamen des Wunderthäters gab? —

Art. 9. Zum Schlusse sei mir gestattet, folgender allerberühmtester Schminke- und Schönheitswasser Erwähnung zu thun.

Des Morgens wasche sich jedes Frauenzimmer zur Vorbereitung mit einem frischen Wasser. Sodann enthalten sich Jede aller Ausbrüche von Leidenschaften, zumal des Neides und der Habsucht, wovon die Haut bekanntlich ein blaßes und gebliches Aussehen bekommt.

Eine mäßige Bewegung, deren sich das schöne Geschlecht statt der rothen Schminke bedient, wird eine Blüthe auf den Wangen hervorbringen, die von keiner Kunst nachgeahmt werden kann.

Eine natürliche Offenherzigkeit und ein unmaskirtes heiteres Wesen werden dem Gesicht jenes freie offene Ansehen geben, das die Schönen über Alles reizend macht.

Von dem Verlangen zu gefallen wird das Auge mehr Feuer erhalten, und das Einathmen der Luft beim Aufgange der Sonne wird ihre Lippen mit Rosenroth färben. Die lebenswürdigste Lebhaftigkeit, die ein Frauenzimmer besitzt, wird auf das Glückseligste erhalten und erhöht, wenn sie ein spätes Aufbleiben in der Nacht und Kartens- und sonstige bei Nacht übliche Spiele sorgfältig meiden; denn das Erste gibt dem Gesichte ein schläfriges unangenehmes Ansehen und die Letzten erzeugen Runzeln und andere zahllose Unannehmlichkeiten.

Eine weiße Hand ist eine wünschenswerthe Bierde, und es kann nie eine Hand weißer seyn, als wenn sie rein gehalten wird. Jedoch genügt dies nicht: wünscht eine Schöne ihre Schwestern in diesem Stück zu übertreffen, so müssen die Hände in fortwährender Bewegung erhalten werden. Die beste Bewegung ist der Gebrauch der Nähadeln, des Spinnrades, der Stricknadeln u. s. f. Dem Fleiße unserer Stöhmütter haben wir es zu danken, daß die berühmtesten Maler Gelegenheit gehabt haben, die Nachkommenschaft mit dem Anblicke so vieler schönen Hände und Arme in ihren unvergleichlichen Gemälden zu vergnügen.

Ein Frauenzimmer, geschmückt mit diesen Schönheitsmitteln, bedarf keiner duftenden Salben, keiner künstlichen Pomade und keiner Färbungsmittel, die gewöhnlich gerade das Gegenheil von dem bewirken, was man durch sie bewirken will.

### Ein neuer Vorname.

Durch treue Freundschaft inniglich verbunden;  
Beschlossen Kost und Rist, an einem Tage  
Zu binden sich in Ehekuß und Plage,  
Da sie ein schönes Schwesterpaar gefunden.  
Und würde dann durch des Geschickes Walten  
Dem einen Bund ein Söhnelein entstellen,  
Sollt' es den Namen in der Tauf' erhalten,  
Der seines Vaters liebem Freund zu eigen. —  
Als aber Kost die nahen Vaterfreunden  
Durch seines Weibes gute Hoffnung lachten,  
Mußt' er mit Rist auf ein'ge Wochen scheiden,  
Welt fort, weil es Geschäfte nöthig machten.  
Indeß bekam Frau Kost ein Söhnelein  
Und da der Freunde Reise lange wahrte,  
Beschloß man, es zum Christenbund zu weih'n,  
Bevor der Vater noch nach Hause lehrte.  
Wie soll es heißen? — ward nun debattirt. —  
So wie Herr Rist. — — Wie nennt er sich doch gleich?  
Halt — sprach Frau Kost — er heißt — so — wie ein Zeug —  
Manchester ist der Name, den er führt.  
Doch im Kalender — war der Basen Schrei'n —  
Steht nicht der Nam', unchristlich ist er drum.  
Da sprach Frau Kost: Ich will's! Es muß so seyn  
Und nahm es selber auch der Pastor krumm,  
Da ungebeugt die Mutter drauf bestand,  
So ward das Kind Manchester doch genannt.  
Als endlich Kost und Rist nach Hause kamen,  
War große Freude, daß ein Kind am Leben,  
Und gleich fragt Rist: Welch einen Namen,  
Frau Kost, habt Ihr dem Kinde denn gegeben? —  
Ei nun, 's war ja bestimmt und ausgemacht,  
Es sollte heißen, so wie Sie, mein Vester,  
Drum hab' ich mich auch gar nicht lang' bedacht  
Und nannte meinen Knaben flugs: Manchester.  
Manchester! — Wie? — So ward ich nie genannt!  
Doch — ruft Frau Kost — weil zum Behalten mir,  
Ihr Name schwer, merkt' ich, so heißet Ihr  
Just wie ein Kleiderstoff, der sehr bekannt. —  
Wohl wie ein Kleiderstoff. — Doch irret Ihr. —  
Manchester! — nein! — Ich heiße — Casimir. —

### Miscellen.

Der Zucker und die Zähne. Larrey ist zu folgenden Schlüssen gelangt: 1) Der raffinierte Rohr- und Rübenzucker ist gefundenen Zähnen nachtheilig, mehr durch seine unmittelbare Berührung, als durch die Gasentwicklung, die während seines Aufenthaltes im Magen stattfindet. 2) Legt man einen Zahn in eine gesättigte Zuckerauflösung, so wird er beinahe gallertweich, wobei der Schmelz dunkel, schwammig wird, und mit größerer Leichtigkeit sich zerbröckelt. 3) Diese Zerfressung geschieht nicht in Folge und durch eine freie Säure, da eine solche im Zucker nicht vorhanden, sondern durch die Neigung des letzteren, mit dem Kalkgehalte des Zahnes eine Verbindung einzugehen.

Wenn die Männer geringschätzig von Frauen reden, so sollten sie sich tief in ihre Seele hinein schämen, da sie ihnen doch das Heiligste anvertrauen, was sie im Leben haben: die Erziehung ihrer Kinder!



.. Nach einer glücklich überstandenen Gefahr, da zeigt sich der Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht! Nach einer glücklich überstandenen Gefahr gehen die Männer ins Weinhaus, die Frauen ins Bethaus!

.. Dinter, der bekannte Schöpfer der Schullehrerbibel und Autobiograph, erzählt unter andern folgende merkwürdige Geschichte. Er wird zu einer alten Frau gerufen, um ihr vor dem Tode noch den Leib des Herrn zu reichen und sie selig sterben zu lassen. Dinter verrichtet sein heiliges Werk mit der berühmten Würde, und die alte Frau ist ganz Andacht und Frömmigkeit. Nach Beendigung der heiligen Handlung spricht Dinter noch einige tröstliche Worte zu der Sterbenden und nimmt sich dabei eine Priese. Er fragt sie endlich: ob sie noch etwas auf dem Herzen habe? — „Ach ja wohl, ich möchte — aber Sie nehmen's übel, Herr Pastor!“ — „Gott bewahre, beste Frau, die letzten Wünsche muß man ehren.“ — „Nun, wenn Sie's nicht übel nehmen wollen: ich habe das Mädchen in die Stadt geschickt, und es dauert mir zu lange; sie sollte mir Schnupftaback mitbringen, und wer weiß, wie lange sie noch weg ist. Wollen Sie nicht so gut seyn und mir eine Priese geben!“ Dinter klopfte auf die Dose und reichte ihr eine Priese. Nach einer Stunde war sie in dem Herrn entschlafen zu einem bessern Leben.

.. Eine unglückliche Wette. In einer Spinnstube behauptete ein junges Mädchen, es wolle unerschrocken in der Mitternachtsstunde einen Nagel in die große Kirchthür einschlagen. Es entfernte sich und kam nicht wieder. Man ging ihm nach und fand es ohnmächtig an der Kirchthüre festgenagelt. Nach vielen Versuchen kam das Mädchen endlich wieder zu sich selbst und erzählte: „Eine weiße Frau habe sie festgehalten.“ Es half nichts, daß man ihr sagte, sie habe den Nagel aus Versehen mit durch ihre Schürze geschlagen, und die weiße Frau sei ihr weißes Halstuch gewesen. Sie blieb bei ihrer Aussage und starb nach wenigen Wochen an einem heftigen Nervenfieber, in welchem sie immer von der weißen Frau gesprochen hatte.

### Das Kind.

Ein liebliches Kind im rothgen Schimmer  
Erschien einem Manne; — der stand zerstreut  
Und hascht' es nicht schnell, da entwand's und kam nimmer.  
Wer war dieses Kind? — : Die Gelegenheit.

### Maritätenkästlein.

†† Der Wirth. „He! Joseph! hast Du unter andern das Maß Wein aufgeschrieben, daß der Passagier auf dem Zimmer No. 4. gestern bekommen hat?“ — Der Kellner. „Das Maß Wein? Mir scheint — ja, ja, ich glaube, ich hab's schon aufgeschrieben!“ — Der Wirth. „Nu, Unrecht soll ihm nicht geschehen, das ist nicht meine Sache, aber wenn Du es nicht recht gewiß weißt, so — schreib's nur lieber noch einmal auf.“

†† Ein Mann hatte eine sehr böse Frau, mit der er in beständigem Streit lebte. Einst brachte man ihm die Nachricht, daß sie in den nahen Fluß gefallen sei, und rief ihn zur Rettung herbei. Er lief nach dem Wasser, an den Platz, wo sie hineingefallen seyn sollte, und als er dort keine Spur von ihr entdecken konnte, so ging er das Ufer entlang dem Strom entgegen. „Mein Gott!“ rief man ihm zu, „Ihre Frau kann ja doch nicht gegen den Strom schwimmen!“ — „Ich kenne meine Frau besser!“ antwortete der Mann.

†† Ein ehemaliger Breslauer Student wurde in den Zei-

tungen aufgefordert, seine Adresse abzugeben, da man ihm ein sehr wichtiges Dokument zu übersenden habe. Der weiland Studiosus hoffte auf eine Erbschaft oder dergleichen, wandte sich nach Breslau und erhielt umgehend eine unfrankirte — Schneidrechnung. — Es geht nichts über eine angenehme Ueberraschung!

†† An einer Schule war es Brauch, daß das Bild des jedesmaligen Direktors im Saale aufgehängt wurde. Ein neugewählter Direktor sagte in seiner Anrede: „Ich bin von armen Eltern, aber durch Fleiß und Kenntnisse habe ich es dahin gebracht, daß man mich bald aufhängen wird. Ihr müßt Alle nach solchem Ziele streben!“

†† Ein Gelehrter besand sich bei einem Antiquar, als zwei Männer eintraten und von einem Haufen Bücher, der ihnen angewiesen wurde, einzelne herausnahmen, sie aufmerksam durchblättern, einige derselben auf die Seite legten, andere wieder auf den Haufen warfen. Der Gelehrte, neugierig, den Geschmack der Fremden kennen zu lernen, fand den Inhalt der von denselben gewählten Bücher höchst mannichfaltig, aus allen Fächern und Sprachen bestehend, und darunter öfters Werke geringeren Werthes, während bessere verworfen wurden. Als er einen der Käufer hierauf aufmerksam machen zu müssen glaubte, erwiderte dieser: „Lieber Herr, Sie verstehen das nicht. Diese Bücher hier geben Viertels, jene Halbviertel-Düten; daß andere Lumpenzeug ist nicht zu brauchen!“ Diese Bibliophilen waren nämlich Krämer.

†† Der Schulmeister P. hatte sich das Schimpfen so sehr angewöhnt, daß er hiervon fast mehr als vom Stocck Gebrauch machte. Unter der Zahl seiner unglücklichen Schüler besand sich auch ein Knabe, der etwas kotterte. Dieser sollte eben das Vaterunser hersagen und begann daher: „Vater unser . . . Wirst Du wohl weiter, Esel?!“ — „der Du bist,“ stammelte der Knabe erschrocken fort.

†† Scherzfrage: Warum führen die Frauen das Haus-Regiment?

! u z a g y j u k w j q u j i q u s e j j p p z : : a a m j u k

### Auflösung des Bilderräthfels in No. 1:

Pasteten hin, Pasteten her,  
Was kammern uns Pasteten?  
Kartoffeln her, gesand und lind,  
Sie sind für Mann und Weib und Kind  
Ein ächtes Magenpflaster!

### Charade.

Die beiden ersten Sylben.

Das feuchte Auge schlägt sie zum Himmel auf,  
Und steht um Schonung; ende die herbe Dual:  
Allein, gefällt es dir: so laß' noch  
Länger sie wahren, ich will es tragen.

Das letzte Paar.

Weder Menschen vertrau' mit leichtem Sinne, noch Sachen:  
Hat das letztere Paar nicht dir als ächt sie bewährt.

Das Ganze.

Viele Dinge sind das Ganze;  
Aber vor viel tausend Dingen  
Sind es drei im höchsten Grade:  
It's das Faseln eitler Geden,  
It's der Starrsinn alter Männer,  
Und der Eigensinn der Frauen.

### Auflösung des Räthfels in No. 1:

Das Radelkissen.